

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 10. August 1916

Jörgen Dams Geschichte.

Von Thomas Krog, Christiania.

Als ich Jörgen Dam kennen lernte, hatte sein Bart eine merkwürdige Färbung — ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob er gelb oder grau war. Er gehörte zu der Sorte blonder Menschen, die frühzeitig ergrauen. Uebrigens sah er sehr unbedeutend aus, war mager und schäbig gekleidet.

Klassenlehrer Jörgen Dam war einer von jenen ängstlichen, höflichen Menschen, von denen man mit ziemlicher Bestimmtheit sagen kann, daß sie nicht glücklich sind. Vielleicht plagten ihn die Jungen in der Schule, und vielleicht wirkte das auf sein Benehmen ein. Sicher ist jedenfalls, daß seine übertriebene Höflichkeit mich fast in Verlegenheit setzte.

Es war ein trauriger Sommer, den wir in dem Jahr hatten. Möglicherweise, daß die Sonne anderswo warm schien, aber in dem kleinen Küstentort, wo wir wohnten, ließ sie sich fast nie sehen. Der Himmel war tagelang grau, und das Meer ging draußen in schweren Wogen. Schließlich, eines Morgens, kam die Sonne auch an uns. Alle Wolken waren verschwunden, und die Sonne stand groß und warm am Himmel.

„Keiner kennt seinen Nächsten!“ sagte Jörgen Dam an jenem Tag zu mir. „Entschuldigen Sie diese banale Bemerkung, aber sie drängt sich mir oft auf. Sie glauben, mein größter Ehrgeiz ist, einigen Jungen einzupaulen, wann Einer der Große regierte, oder wo Cicero dem Dichter Archias seine Rede hielt. Und Sie glauben ferner, daß ich den Ersten der Klasse um sein Gedächtnis beneide und Nummer zwei um seinen Redenverstand. Ach, sehen Sie, ich bin selbst ein guter Schüler, bin selbst der Erste gewesen, aber du lieber Gott, wie wenig habe ich trotzdem als Mensch erreicht! Nein, einen in der Klasse bewundere ich, einen lehren, hübschen Jungen, ohne das geringste Interesse für die Lehrgüter, aber mit einer ganzen Portion Mutterwitz. Wollen Sie glauben, daß gerade ich diesen Jungen bewundere, beneide — ja vielleicht sogar hasse? Dieser faule Schlingel wird schließlich vorankommen, er wartet nur darauf, er will dem bunten Leben Auge in Auge gegenüberstehen; er wird das paden, was die Zeit bringt, und er wird den Luxus des Lebens erlangen, das vom Leben erlangt, was ich nie bekommen habe. Die Frauen werden seine schönen Augen küssen und mit weißen Fingern durch sein weiches Haar streichen.“

Klassenlehrer Jörgen Dam wurde plötzlich rot und verlegen — er hatte noch nie so viel und so offenerherzig gesprochen. Ich dachte, „Sie haben recht; keiner kennt seinen Nächsten.“ Ich hätte tatsächlich nicht gedacht, daß Sie etwas anderes seien, als Philologe.“

„Philologe? Philologe? Was meinen Sie mit der Betonung, die Sie in diesem Wort geben? Sie finden wohl, daß es manchen Sonderling zwischen diesem Wöllchen gibt, mit tränen, müden Augen... Aber, glauben Sie mir, mancher stille Philologe, der dem Jungen einen Tadel für schlechtes Betragen gibt, möchte am liebsten als Barbar auftreten, als hübscher, nachter Barbar, auf du und du mit der Sonne und den Sternen...“

Jörgen Dam und ich, wir saßen auf der Veranda des kleinen Hauses. Die Sonne war untergegangen, die letzte Wolke verblüht im Westen. Niemand störte uns, und Jörgen war in der Stimmung, mit sein Herz auszusprechen.

„Auf meinen Wanderungen durch die Zeiten habe ich manche Schwärmer, manche Verliebte durchgemacht. Eine Zeitlang war ich besessig in Raufstaa verliebt — das war eine meiner glücklichsten Regungen. Raufstaa hat mit gleichem Augenblick, sie ist nie tot gewesen, sie hat einen Duft von Weichen und frischer trockner Erde an sich. Aber ich habe auch tiefere, verzehrende, rötliche Schwärmerie erlebt. Julia, Lutreza Borgia und Kleopatra — ja, lachen Sie nur — Klassenlehrer Jörgen Dam, der demütige Mann, der milden Tabak raucht, und Königin Kleopatra, Herrscherin über viele Herrscher — ein reizendes Paar, nicht wahr?“

Nun ja, wenn ich in eine dieser üppigen Damen verliebt war, fühlte ich mich sehr unglücklich, aufgereizt, elend. „Aber mein Gott,“ rief ich, „nehmt ihr Philologen denn alle das Leben so schwer?“

„Nicht alle, aber viele. Ich habe einen Freund, der ab und zu für Lord Byron schwärmt. Dann ist er sehr glücklich. Ein anderer hat seine Liebe auf Napoleon geworfen. Wenn er zu tief ins Glas geschaut hat, sagt er immer: Ich fühle mich dir verwandt, großer Kaiser, dir, der du auf der eben Insel sahest wie ein Adler mit gestuften Flügeln.“

„Ich glaube, aufrichtig gestanden,“ äußerte ich nach einer Pause, „daß man mit verglichen als Gynastik fertig wird. Und ich dachte, daß das viele Ueberlieferung schuld daran sei, es wirkt erschöpfend auf unser Nervensystem. Könnten wir nur mal etwas Ideales an uns selbst entbeden... Aber hören Sie mal, haben Sie nie für einen lebenden Menschen geschwärmt? Die liebe Julia, die goldhaarige Lutreza Borgia und die nimmermüde Kleopatra sind ja nur Staub und Asche! Haben Sie nie eine getroffen, die es überflüssig machte, daß Sie so weit in der Zeit zurückgingen und dies alles nur träumten?“

„Ich weiß nicht. Ich glaube, ich tue am besten, mich an die historischen Frauen zu halten, die westhistorischen, ha, ha, ha!“

Jörgen Dam lachte so seltsam, daß ich ihn ansehen mußte. Er sah und blickte vor sich nieder, als ob er sich schämte.

„Nun... Sie haben nicht Lust, es mir zu erzählen?“ fragte ich. „Das finde ich übrigens ganz be... Denn man zieht es ja nun einmal vor, so lange wie möglich hinter zugezogenen Gardinen zu leben.“

„Ja, gewiß... hm, Sie haben ganz recht. Jeder müßte das Recht haben, hinter zugezogenen Gardinen zu leben, wie Sie sagen. Aber ich könnte Ihnen etwas erzählen, was Sie vielleicht interessieren würde; die Sache hat wirklich einen psychologischen Wert, und das ist ja etwas für Sie... Und manchmal bekommt man wirklich das Verlangen, sie mitzuteilen — wenn es auch wehrt... Also stellen Sie sich vor, daß ich vor einigen Jahren Hauslehrer in einer Familie war, einer sehr wohlhabenden Familie, die zurückgezogen lebte und hochmütig auf ihre Gutsnachbarn herabsah. Die beiden Söhne, die ich unterrichtete, waren saul und unzuverlässig, aber sehr selbstbewußt. Ja, die ganze Familie hatte etwas Eingebildetes und Egoistisches, was mir den Aufenthalt in ihrem Kreis nicht gerade angenehm machte. Aber — was sagen Sie dazu — ich verliebte mich sterblich in die Tochter — eine ganz lächerliche, aber furchtbare Leidenschaft. Sie hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Es kam vom ersten Augenblick über mich. O, das war das Leben! Es blendete mich! Sie hieß Ursula, hatte reiches blondes, etwas lockiges Haar und eines ihrer blasfamen Gesichter, die hinter ihrer weichen Haut dennoch Lebenskraft und Blut besitzen. Noch jetzt, wenn ich an sie denke, erfüllt sie mich ganz. Mir ist, als ob ich etwas fremdartig Schönes vor meinen Augen sähe. Sie war recht freundlich gegen mich, nicht mehr. Sie liebte es, für modern gehalten zu werden. Zweimal war sie in Kopenhagen gewesen, um sich zu amüsieren, und erzählte mir viel davon. Ich selbst bin ja nie weiter gekommen, als bis zu unserer eigenen Hauptstadt Christiania. Sie zeigte mir niemals, daß sie auch nur das geringste Interesse für mich empfinde. Sie werden also begreifen, daß das, was sich ereignete, mich verwirrte, ja fast in Angst versetzte.“

Sie wurde krank, ging schwefelgamm umher, schließlich mußte sie sich zu Bett legen. Der alte Bezirksarzt stellte manche Diagnose, aber wohl kaum die richtige. Endlich durfte sie wieder aufstehen, und es schien ihr besser zu gehen; nach einer Woche aber bekam sie plötzlich eines Morgens einen Rückfall, einen sehr ernsten Rückfall. Am selben Abend wurde beschlossen, daß sie in die Hauptstadt reisen und dort einen der Professoren konsultieren sollte.

Dann kam das „Wunderbare“. Zeitig am Morgen wurde ich durch das Mädchen geweckt, das mir mitteilte, daß Fräulein Ursula mich zu sprechen wünsche. Ich mußte gar nicht, was ich daraus machen sollte, trotzdem kleidete ich mich so schnell wie möglich an, lastete mich zu ihrer Kammertür und trat in ihr halbunkles Zimmer. Er war im Oktober, und die Uhr schlug eben erst sieben. Da lag sie in ihrem Bett und streckte mir die Hand entgegen, als habe sie auf mich gewartet. Wie war sie schön. Ich blühte wie bezaubert in ihr zartes, blaßes Gesicht, das in dem Licht des dämmernden Morgens einen eigenen Glanz zu besitzen schien. Ich trat ans Bett.

„Fräulein Ursula,“ sagte ich, „Sie haben mich rufen lassen?“ — „Sagen Sie es,“ flüsterte sie, „daß Sie mich lieben.“ — „Fräulein Ursula, ich verstehe Sie nicht!“ — „Doch, Sie lieben mich. Ich habe es Ihnen ja angesehen.“

Das Herz schlug mir zum Zerbrechen, ich kniete an ihrem Bett nieder und flüsterte: „Ja, ja, ich bekenne es, ich habe Sie vom ersten Augenblick an geliebt.“ Sie blinzelte lächelnd vor sich hin.

„Ursula,“ flüsterte ich, „ist es möglich, haben Sie mich wirklich gern?“

Da umschlang sie mich mit ihren Armen und drückte meinen Kopf gegen ihre Brust.

„Ja,“ flüsterte sie wie in Ekstase. „Ich liebe Sie wirklich!... Dich! Dich!... Küsse mich!“

„Aber wie kann man so etwas erzählen! Ich war trunken, halb von Sinnen, als ich ihr Zimmer verließ. Und als sie später mit dem Wagen fortfuhr... ach, da tauchten ihre sehnsüchtigen, angstvollen Augen tief in die meinen. Ich fühlte diesen Blick in meiner Seele.“

Sie schrieb Briefe nachhause... an ihre Eltern und an mich. Die meisten aber trugen eine fremde Handschrift auf dem Kuvert, sie wagte nicht, es ihre Eltern merken zu lassen, daß sie an mich schrieb. Die ersten Briefe, die ich bekam, handelten von ihrem einsamen Leben, vom Tode, mit dem sie sich jetzt gleichsam versöhnt habe. Und dann von ihrer Liebe... sie liebte mich wirklich, schrieb sie, wirklich, wirklich! Sie versicherte es immer wieder.

Meine Briefe enthielten keine Versicherungen; aber noch nie hatte ich so geschrieben, Gott weiß, wo ich solche Worte herbekam, ohne Fiktion und ohne Staat, aber ich fühlte selbst, wie es durch diese Worte best... Jörgen Dam hielt einen Augenblick gedankenverloren inne.

„Dann kam der Frühling, und Sie wurde gesund. Der Arzt schrieb ihren Eltern, daß alle Gefahr überstanden sei, und daß sie im Juni nachhause kommen könne.“

Und jetzt würden die Briefe an ihre Eltern häufiger und an mich jetzener. Und die wenigen, die ich bekam, berichteten von ihrem Jubel; der Tod lag weit, weit hinter ihr. Jetzt ging es dem Leben und Sommer entgegen.

Wie es mir gehe, danach fragte sie nicht. Vielleicht ließ Ihnen jetzt klar, was ich in dieser Zeit erdulden mußte.

Sie kam nachhause, schöner, als je. Ich konnte ihr nicht so gegenüber treten, wie ich wollte. Nein, jetzt war sie mir wieder fremd geworden, ebenso fremd wie damals, als ich sie zum erstenmal sah. Sie schien sich auf nichts besinnen zu können.

Juni liebte es nicht an Oktober zu denken. Eines Abends sprach ich mit ihr. Sie antwortete mir, versant einen Augenblick gleichsam in Erinnerung und bekam denselben Ausdruck, der mich an jenem merkwürdigen Herbstmorgen bezaubert hatte. Dann aber schüttelte sie alle Empfindsamkeit von sich ab.

„Gewiß, es gab eine Stunde, in der ich glaube, daß ich Sie gern hätte. Und ich wünschte, mit der ganzen Inbrunst meines Herzens, daß Sie mich lieben sollten. Ich war so jung und fürchtete mich vor dem Sterben...“

„Sie fürchteten, daß Sie sterben müßten, ohne geliebt worden zu sein.“

Sie blühte mich überrascht an. „Ja, das war es“, sagte sie leise. Und sie schien noch einmal im Gefühl der Todesangst zu erbeben, von der sie sich hatte überwinden lassen.

„Aber jetzt,“ fuhr ich fort, „brauche Sie sich nicht mehr zu fürchten.“

„Nein!“ rief sie aus, während ihre Augen strahlten und ihre Züge vor Wonne erstarren. „Nein, jetzt brauche ich mich nicht mehr zu fürchten... Ach, es ist göttlich, all dem Finsternen entronnen zu sein. Ich möchte es nicht noch einmal durchleben, nicht noch einmal diese dunkle Gewalt über mich fühlen.“

„Ich habe Ihnen also in einer schweren Stunde geholfen, Fräulein Ursula... Vielleicht werden Sie mir hin und wieder einen freundlichen Gedanken schenken.“

„Ach, Sie waren so gut! Und es ist häufig für mich, daß ich so gegen Sie bin. Habe ich Ihnen sehr wehgetan?“

„Wehgetan?“ Ich konnte ein bitteres Lachen nicht unterdrücken. „Ach, was soll ich Ihnen darauf antworten! Aber ich verstehe Sie jetzt vollkommen. — Sie konnten damals gewiß nicht anders handeln. Sie

brauchten einen Lebensanker und nahmen den ersten besten, der Ihnen gerade zur Hand war. Leben Sie wohl, Fräulein Ursula!“

Sie reichte mir die Hand. „Leben Sie wohl!“

Es war mir, als ob alles Licht entwich. Aber ich nahm mich zusammen und sagte langsam: „Fräulein Ursula, wenn Sie noch einmal Hilfe brauchen, dann wenden Sie diese Methode nur im äußersten Notfall an!“

Die Geschichte von einem Einbruch.

Novellette von Ede Gräfin von Vaudissin.

„Noch einmal Lebenswohl! Und auf frohes, frohes Wiedersehen!“

Der rundliche Herr Hauptmann stand am Fenster des Abteils, seine blonde, zarte Frau vor ihm auf dem Bahnsteig. Bis zur letzten Minute behielt sie ihn im Auge und suchte aus seinem Blick Kraft: sie hatte fest versprochen, tapfer zu sein — und wenn der Abschied auch wehthat: nach menschlichem Ermessen ging er ja nicht in Gefahr. Hauptmann Kuherg war der Führer einer Proviants-Lionne und würde sie in den von Deutschen besetzten französischen Gebieten taumeln bis an die Front zu geleiten haben. Aber eine tiefe Traurigkeit wollte doch in ihr aufsteigen, wenn sie an ihr einsames, kleines Haus in einem Vorort Münchens dachte — wie heiter und schnell waren nicht die vierzehn Tage seines Urlaubs vergangen, nun war sie wieder auf sich angewiesen! Und auf die alte, etwas mürrische Luise, die sie vom Haushalt ihrer Mutter übernommen hatte, und auf Blisch, den klugen Dobermann. Kinder waren ihr leider verfallen. Aber nach dem Krieg, das hatte ihr Mann ihr fest versprochen, dann wollten sie ein Kriegsweib sein und sich nehmen.

„Aha, da war“ nur, Lottchen, bis der Krieg aus ist“, hatte der Hauptmann gutmütig gemeint. „Denn alle, wie du es wohl am liebsten möchtest, können wir ja doch nicht annehmen.“

Das sah sie ein. Die Zwischenzeit aber würde doch recht still da draußen sein — und nun tat der Zug einen Ruck, und zugleich gab's einen zweiten in ihrem Herzen, und es sah sich versch, was das gute Gesicht am Fenster schon ein ganzes Stück von ihr fortgerückt.

„Pau!“ rief sie. Und er — beugte er sich nicht plötzlich vor und rief ihr etwas zu? Es war gewiß noch ein liebes, leyttes Wort, daher nickte sie, als habe sie es verstanden und wählte ihm mit Hand und Lächel Dank zu. Ganz heimlich trodnete sie dann ihre Augen und ging tapfer vom Bahnsteig fort, zur Vorortbahn hinüber, die sie bald nach Hause trug.

Als sie nun die Haustür aufschloß, durchschauerte es sie leicht: so unheimlich still war es doch! Luise mußte noch zu Eintäufen fortgegangen sein, Blisch' Kopf war auch leer — so trat sie ins Zimmer und machte rasch Licht an, trotzdem es draußen noch ziemlich hell war. „Du hasten noch,“ wurde ihr Mann sie schelten. Aber ihre Fürchtbarkeit konnte sie nicht überwinden. Und merkwürdig: war nicht in der Luft etwas Fremdes, kam ihr nicht irgend etwas verändert in den Räumen vor? Jaghaft schritt sie von einem zum anderen — und plötzlich lagte sie in die Küche, rief die Tür hinter sich zu, schloß ab und lautete. War da nicht eben...? Vorlaufig klopfte das Herz ihr so laut, daß sie nichts anderes hören konnte. Es kam auch nichts, aber sie blieb verschüchtert auf einem Küchentisch sitzen.

Eine Viertelstunde später erschien Luise und wurde von ihrer Herrin vorsichtig hereingelassen. Um Luise, die stets Ungläubige, davon zu überzeugen, daß sie sich diesmal nicht geteilt habe, übertrieb sie unbedeutend ein wenig, was sie gehört haben wollte und blieb dabei, etwas sei im vorderen Zimmer nicht richtig. Ihre Unruhe und ihr aufgeregtes Sprechen teilten sich dem Benehmen des Hundes mit: er lief ein paar mal zur Tür, schnubberte, bellte und heulte auf.

„Er vernimmt den Herrn“, behauptete Luise. „Ach, bewahrt! Er merkt, daß etwas nicht in Ordnung ist — nicht wahr, Blisch, du bist so klug und du laßt gut auf.“

Der Hund spitzte die Ohren und rann wieder hin und her. „Na, dann komm, Blisch“, sagte Luise, „woh'n mal nachsehen. Du und ich, wir sind ja 'nen Paar mu-

tige Leute, wir wollen es schon kriegen.“

Tapfer ging sie aus der Tür, den Hund hinter sich und doch nicht ganz so zuversichtlich wie sonst bei ähnlichen Entdeckungstreffen: „Denn solche Wahnübungen“, wie sie auf gut norddeutsch, wenn auch nicht sehr respektvoll dachte, „die stehen einen ja wirklich an.“

Trotzdem wanderte sie vorwärts, bis sie in das letzte Vorderzimmer kam. Da blieb sie wie angewurzelt stehen und stieß einen lauten Schrei aus.

Lottchen in ihrer Küche zitterte, sie erhob sich, um Luise zu Hilfe zu kommen, aber nach wenig Sekunden stand diese bereits wieder vor ihr, schnappte nach Luft und sagte endlich: „Der — der große silberne Kübel, der — wo die Palme in stand — im Erker — der ist weg!“

Und Blisch heulte und bellte, tobte durch die Zimmer und stürzte wie ein Rasender von einer Ecke in die andere. Kein Zweifel, er schnüffelte den Verbrecher!

„Der Kübel, siehst du, ich wußte es ja“, rief Lottchen hervor. „Nicht gerade, daß der Kübel fort sei — aber, daß etwas nicht stimmte! Blisch, der bestätigt es uns ja auch — es ist also wirklich bei uns eingebrochen worden, Luise, wir müssen uns dareinfinden!“

„Gott nee, wie gräßlich,“ meinte Luise. „Du wirst mich auch graulich, nu dann ja noch alles Mögliche passieren!“

„Wie gut,“ sagte Lottchen, „o, wie gut, daß das Kind noch nicht hier ist! Denke doch, wenn er dem auch was angetan hätte!“

„Was für'n Kind?“ fragte Luise, halb neugierig, halb empört.

„Nun, die kleine Waise, die Herr Hauptmann und ich nach dem Kriege annehmen wollten.“ Lottchen fand plötzlich, es sei eine vorzügliche Gelegenheit, Luise endlich von dem Plan zu unterrichten. Denn bisher war sie sich nicht recht klar gewesen, wie Luise, die ein wenig Hausstyre war, sich zu der Sache stellen würde.

„Das hätte auch grad' heute noch geseht,“ entgegnete Luise rätselhaft, ohne sich auf ein Für oder Gegen einzuweisen einzulassen.

Und dann beratschlagten sie beide, was zu tun sei. Die ganze Nacht blieben sie zu dem Zweck in der Küche sitzen, von Blisch bewacht, der über die ungewohnte Hausordnung von Zeit zu Zeit knurte und die Frauen in der Annahme bekräftigte, der Verbrecher könne nicht weit sein, und umschleiche noch die Mauern des Hauses.

Am nächsten Morgen durchsuchten sie alles: es fehlte wirklich weiter nichts als der silberne Kübel! Aber aber sagte ihnen, daß der Dieb nicht zurückkäme und sich andere, feine Beute holte? Und gar, wenn eine von ihnen allein im Haus wäre? Luise verschwor sich dagegen: „Lieber müßte die gnädige Frau die Pflege der Waisenkinder aufgeben!“

Davor wollte nun wieder sie nichts wissen; und so geschah es, daß sie schon nach zwei Tagen den Rest des Silbers in einem Koffer auf die Bank brachten, das kleine Haus fest abschloßen und nach München in eine Pension überstellten. Ihrem Mann wollte Lottchen nicht den Kummer bereiten, daß ihr Staatsknecht, der schöne Silberkübel, gestohlen worden sei; das erzählte er später noch immer fröhlich genug. Auch daß gleich seiner Abwesenheit eingebrochen worden sei, das würde ihn in der Ferne doch sehr beunruhigt haben.

Sie gab als Grund ihrer Ueberlieferung an, daß es für ihr Amt bequemer sei, in der Stadt zu leben. Der Hauptmann fand das zwar etwas verwunderlich, auch tollpölig; und Lottchen und Blisch und schließlich auch Luise hatte doch so viel Freude an dem schönen Garten gehabt?

Lottchen erwiderte: „Pflicht ging vor Vergnügen.“

Und er gab sich darin. Eines Tages, unerwartet, nach langen Monaten, erhielt Lottchen ein Telegramm. Darin stand — vor Glück verschwammen ihr die Zeiten vor Augen — daß ihr Mann dienstlich in München zu tun habe und auf einen Aufenthalt von drei Wochen hoffen dürfe, und die wolle er doch lieber in den eigenen vier Wänden, als in fremden verbringen. Noch am selben Tag rief sich das kleine Haus den Schlaf aus den Augen: Türen und Fenster standen weit offen, Lottchen und Luise arbeiteten unermüdet, um alles instand zu setzen, während Blisch vor Freude heulend durch den arg verwilderten Garten raste. Und doch: wie war es wunderbar-wunderschön hier draußen, wie hatten sie es nur so lange in der Stadt ausgehalten! War nicht grau-

lich waren sie mehr, dazu gab es keine Zeit.

Dann holte Lottchen ihren Mann von der Bahn ab und brachte ihn glückselig in die behaglichen, sauberen Räume. Schmunzelnd durchschritt er sie, stand im letzten Vorderzimmer einen Augenblick still, sagte: „Galt!“ und eilte nach oben.

Lottchen ging schnell noch einmal in die Küche, um Luise wegen der Sauce aufmerksam zu machen. Aber da hörte sie „seine Schritte“ auf der Treppe und lief ihm entgegen, auf den Korridor hinaus. Wie angewurzelt blieb sie stehen: denn — o, wirklich, war es denkbar!... da kam er die Stufen herabgelaufen — und trug im Arm den silbernen Kübel!

„Luise!“ rief sie schwach. Luise steckte den Kopf aus der Küchentür.

„Da, mein Lottchen,“ sagte der Hauptmann, „da ist er wieder! Ich rief Dir damals noch zu — wehst Du, im letzten Augenblick —, ich hätte ihn sicherheitsshalber oben in meinem Schreibtisch verschloßen. Und wie du schreibst, du hättest das Silber auf die Bank gegeben, wollte ich erst raten: nimm ihn mit — aber dann dachte ich: was soll ihm hier passieren? Denn wenn er fortfame — das Hochzeitsgeschenk von meinem alten Regiment —, das hätte mich wirklich betriebl!“

„Nun, so was“, äußerte Luise nur. „Es konnte auch der Sauce gelten, die gerade Keigung zum Anbrennen zeigte. Luise zog sich deshalb in die Küche zurück.“

Lottchen war anfangs sprachlos. Erst allmählich zwischen Lachen und Weinen klärte sie ihren Mann auf: daß sie gerade wegen des Kübels ausgezogen seien und ein ganzes halbes Jahr in zwei elenden, kleinen Zimmern gefessen hätten, statt hier draußen in dem lieben, kleinen Haus... „Und Blisch ist auch Schuld,“ sagte sie plötzlich heftig.

Der Hund kam gerade herein und schmiegte seinen Kopf an die Hand seines Herrn.

„Der hat mich vernimmt, das war alles“, sagte der Hauptmann gerührt. „Ja, dich wohl nicht?“

Nun meinte Lottchen wirklich. Und stieß in der den Frauen eigenen Beharrlichkeit auf:

„Auserdem — außerdem ist es mit auch zu einsam — ich bin so allein.“ Der Hauptmann sah auf ihren gebeugten, blonden Kopf nieder. Er setzte den silbernen Kübel vor sich hin auf die Erde und zog seine Frau an sich.

„Wir wollen morgen hingehen und uns ein Waisenkind holen, Lottchen,“ tröstete er sie sanft. „Dann hast du genug zu tun, du und Luise und Blisch auch. Dann gibst kein Grauen mehr und keine Einbrecher, das wirst du schon sehen!“

Lottchen trodnete ihre Tränen sofort und hob den Kübel ärtlich auf: denn aus ihm war nun ein großes Glück aus der Taufe gehoben worden!

— Schlauberger. „Meine Frau wird nie schimpfen, wenn ich nachts aus dem Wirtshaus komme.“

„Wer's glaubt!“

„Na, ich nehme sie doch mit!“

— Unwillkommene Sitzung. Gast: „Verzeihen Sie, Herr Professor, wenn ich störe. Ich reise von Stadt zu Stadt, um alle Verhältnisse kennen zu lernen. Heute wünsche ich, Ihre werthe Bekanntheit zu machen.“

Gelehrter: „Nun, so machen Sie sie, aber recht schnell, wenn ich bitten darf!“

— Entsprechend. „Ihre Tochter hat ja wohl einen Feuerwehmann geheiratet?“

„Ja, aber der ist ihr wieder durchgebrannt.“

— Keine Aufregung. Sommerfrischer (zum Wirt): „Beim Niederunterlepp steht's ganze Gehöft in Flammen, und es ist nicht die geringste Aufregung im Orte!“

Wirt: „Wer wird sich denn da aufregen! — Der hat's schon lange notwendig!“

— Neue Bezeichnung. Am. (auf dem Bahnhof): „Mama fahren wir wieder oder harter Klasse?“

— Bodisch-Ziele. „Einen Kavallerie-Leutnant möcht' ich betreten und mit ihm eine Hochzeitsreise machen — die durch einen zwöif Stunden langen Tunnel führt!“

— Streng befolgt. „Nun, Köschen, hast Du denn während meiner Abwesenheit hübsch gehorcht?“

„Ja, Papa, an allen Türen.“

— Sein erster Gedanke. Gattin: „Um Gottes willen, Karl, was auf — das Haus brennt!“

Gatte (schlaftrig): „Ach Herrje — schon wieder ziehen!“